

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 12. Dezember 1901.

(Nachdruck verboten.)

## Die Menschen nennen es Liebe!

Novelle von H. Hené.

(Fortsetzung.)

„Nun Kleine,“ lallte er mit schwerer Zunge, „freust Du Dich garnicht? Komm, laß Dich umarmen!“

Reise, wie sie es schon als Kind gethan, wich sie vor der Wolke von Alkohol, die ihn umgab, zurück.

„Ganz wie die Mutter, die feine Prinzessin. Als ob unser-eins immer Geld genug hätte, um sich Sekt und echte Havannas zu kaufen.“ Er lachte brutal.

„Ach, nicht so laut,“ bat Märchen, „Großvater ist sehr krank, heute hat ihn ein Schlaganfall getroffen. Der Doktor hat gar keine Hoffnung.“

„Wie! Was?“ Herr Paul Ferrand nahm die Zigarre aus dem linken Mundwinkel und wurde zusehends nüchtern. „Nun, da will ich aber gleich hinein zu ihm und nach dem Rechten sehen.“

„Ach, bitte nicht so schnell,“ versuchte Märchen ihn aufzuhalten. „Da muß ich erst mit Minna sprechen, vielleicht sogar den Doktor befragen. Jede Störung soll ihm ferngehalten werden. Vielleicht hat er später lichte Augenblicke.“

„Nun, dann lassen wir es vorläufig. Mit dem alten Cerberus, der Minna, ist ja so wie so nichts zu machen. Das Schicksal scheint mich aber eigens hierher geführt zu haben. Ich bin nämlich auf dem Wege nach D. Ein sehr vortheilhaftes Engagement an der dortigen Hofbühne!“

Märchen schauerte zusammen. Sie kannte diese Hofbühnen nur zu gut, noch von Lebzeiten der armen Mutter, der dies Umherziehen von Dorf zu Stadt den Tod gegeben hatte. Mitleidig betrachtete sie den Mann, der, nur noch eine Ruine von ehemals, sich nun schwerfällig in die Sophaecke warf.

„Du wirst gewiß müde und hungrig sein,“ meinte sie schüchtern. „Ich will von Minna die Schlüssel holen und Dir etwas zu essen besorgen.“

„Vorläufig nur zu trinken. Die Zunge ist wie geröstet, klebt am Gaumen. Doch einen anständigen Tropfen habt Ihr nicht im Hause, was?“

„Nein, ich glaube nicht.“

„Konnte ich mir denken. Glende Frauenzimmer-Wirthschaft! Vielleicht kann der Nachbar Apotheker mit Rum, Cognac oder dergleichen ausbelfen? Aber flink, ich verdurste!“

Märchen schlüpfte hinaus. Die kalten Hände gegen die hämmernden Schläfen gedrückt, blieb sie an der geschlossenen Thür stehen. Das war also ihr Vater, derjenige, dem sie kindliche Liebe, Gehorsam schuldete. Würde sie es jemals können? Was sollte sie

ihm? Minna rufen? Nein, die durfte den Kranken nicht verlassen. Heinz? Ach, wenn der den Vater trüfe! Da müßte sie vor Scham auf der Stelle sterben. Ach richtig, daß sie erst jetzt darauf kam: hinüber in die Apotheke. Hermann kannte ja den Vater; ihm konnte sie alles sagen. Er würde schon zu helfen wissen.

III.

Bei dem Dozenten für Geschichte und Litteratur Dr. Heinz Ortwin drohte der moralische Kapuzenjammer, von ihm in seiner eitlen Selbstliebe Welterschmerz benannt, chronisch zu werden.

Heute, an diesem feuchtkalten Novembervormorgen, war ihm besonders schlecht zu Muth. Fröstelnd stand er am Fenster seines eleganten Arbeitszimmers und blickte verdrießlich auf die Straße, wo sich der dicke Frühnebel allmählich in leisen Sprühregen aufzulösen begann.

Schauerhafter Zustand! Ganz dazu angethan, einem die Laune gründlich zu verderben. Der Immatrikulations-Termin war vorüber, und man hatte merkwürdig schwach bei ihm belegt. Dann kam gestern noch die Nachricht, daß die vakante Professur, auf die er so bestimmt gerechnet hatte, einem gleichaltrigen Kollegen, einem Menschen mit schlechtem Rock und plumpen Stiefeln, verliehen worden war. „Eine tüchtige Kraft, einen strebsamen jungen Gelehrten,“ hatte Sr. Magnificenz, Professor Carus, diesen noch kürzlich genannt. Und dabei hieß der Herr Josef Schneider, wohnte irgendwo drei, vier Treppen hoch und schrieb nächtlicherweile, wahrscheinlich bei qualmender Petroleumlampe, während nebenan in der Schlafstube die holde Gattin schreiende Kinder beschwichtigte, seine fachwissenschaftlichen Abhandlungen, die merkwürdigerweise anfangen Beachtung zu finden.

„Br! Solch ein Dasein, gleichbedeutend mit geistigem Verkommen!“

Sollte er selbst gedeihlich schaffen, mußte alles licht, schön harmonisch um ihn sein. Nur nichts gemein mit dem grauen häßlichen Gespenst der Sorge, der ganzen Misere des Alltagslebens. Möchte der Tagelöhner sich damit plagen, sich Bleigewichte an die Sohlen heften, das Talent mußte unbehindert, frei sich empor-schwingen können zu sonniger Höhe. Frei! das war es, — das war er sich, seiner glänzenden Zukunft, ja der Welt, die er noch mit den reichen Gaben seines Genies zu beglücken hoffte, schuldig.

Frei! Deshalb durfte er sich auch noch nicht binden an das süße, kleine Ding dort draußen. Sein „Sesenheimers Idyll,“ wie er es oft selbstgefällig nannte, würde wohl ebenso enden müssen, wie die Liebesepisode des großen Meisters. Schade um den Sommernachtsstraum, so voll Poesie und holden Zaubers! Gewiß, sie würde sehr traurig sein, wenn er sie verließ. Bei dem Gedanken, ihr dieses Weh-zufügen zu müssen, fühlte er selbst etwas wie von körperlichem Schmerz.



Doch vorläufig war ja noch garnicht die Rede davon. Vielleicht brachte der Vater vom Nordpol oder Kongo ungeahnte Schätze mit. Dann ließ sich alles glücklich gestalten, und Hertha Carus brauchte dann auch nicht mehr, als Staffel zur Karriere und späterem Ruhm, in Betracht zu kommen. Auch sie war sehr schön sehr klug, aber ihre stahlblauen Augen hatten solch einen unbequem forschenden Blick. Als ob sie auf dem Grund der Seele lesen wolle, war ihm stets im Gespräch mit ihr zu Muth. Freilich, diese würde nicht so blind vertrauen, wie das arme Schneewittchen dort draußen bei den sieben Zwergen.

Weg mit diesen Gedanken! Gerade zu dem heutigen Kolleg brauchte er einen freien Kopf. Die buntmützigen Burtschen sollten ihm seinen Unmuth über die erlittene Niederlage nicht anmerken. Vielleicht gönnten sie ihm diese sogar. Schneider war stets viel beliebter als er selbst, trotz seiner eelgantigen Haltung und des schneidigen Reserve-Deutnants auf der Visitenkarte.

Schon neun Uhr! Da war es aber die höchste Zeit, sollten aus dem akademischen Viertel nicht ihrer zwei werden.

Nicht rechts noch links sehend, eilte er durch die Straßen, hastete und schob sich durch die Vorübergehenden, bis plötzlich neben ihm eine frische Stimme neckend sagte: „Bitte, nur nicht über den Haufen rennen, Herr Doktor; hinter den Bergen wohnen auch noch Leute!“

Hastig grüßend zog er den Hut und blickte dabei in das rosige Gesicht von Seiner Magnificenz schönem Töchterlein.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, mein gnädigstes Fräulein! Aber wie konnte ich ahnen, hoffen, daß schon zu so ganz unerlaubt früher Stunde mir das Glück einer Begegnung zu theil werden würde!“

„O, bei uns wird es schon zeitig Tag. Die Duben müssen zur Schule und Klein-Lottchen habe ich eben der guten Spiel-Zante zugeführt.“

„Sie selbst, bei diesem schauerhaften Wetter!“

Das schöne Mädchen lachte. „Ist es wirklich so schlecht? Ich denke, es regnet etwas, und das schadet doch nichts, wenn man jung und gesund ist. Lottchen, als jüngste, ist etwas verwöhnt; nur von mir will sie begleitet werden; und dann ist in unserem großen Haushalt stets so viel zu thun, da muß jeder helfen, einspringen, wenn es nöthig wird.“

„Und Prinzessin Hertha weiß, daß ihr alles, jedes Inognito gut steht,“ meinte er, mit einem bewundernden Blick auf die hohe, schlankte Gestalt, den blonden, stolzgetragenen Kopf.

„Ich glaube, ich habe noch nie daran gedacht, was mir gut oder schlecht steht. Doch hier trennen sich wohl unsere Wege. Ich will noch zu Schneiders, mich dort etwas mitfreuen.“

Sie stockte; seine zurückhaltende Miene zeigte ihr, daß sie etwas Unüberlegtes gesagt. Freimüthig hielt sie ihm die Hand hin. „Gönnen wir ihnen doch das kaum jemals erhoffte Glück. Er hatte es bisher nicht leicht im Leben, und sie vielleicht noch weniger. Das schmale Einkommen, die ewig kränkenden Kinder!“

„Wohl nur die naturgemäße Folge einer solch bodenlos leichtsinnigen Heirat.“

„Die große Liebe, die beide seit frühesten Jugend verband, war ja das einzige, was sie besaßen. Miteinander, füreinander, das half alles tragen!“

Dr. Heinz empfand etwas wie tiefe Beschämung. Auch Märchen würde freudig mit ihm Noth und Glend theilen, für ihn betteln gehen, wenn es sein müßte. Und er, der moderne Mensch, achtete dieses Schatzes nicht, zertrat vielleicht bald das reine Kinderherz, das er freventlich behört hatte!

Seine Nachbarin glaubte ihn über die erlittene Kränkung, die ihn offenbar verstimmte, trösten zu müssen.

„Das kommt wohl in jeder Beamtenlaufbahn vor,“ meinte sie in ihrer leichteren, weltgewandten Weise. „Und wie viel schwieriger war es noch früher. Wenn Väterchen erzählt, wie spät und nach

welchen Kämpfen er endlich zur festen Anstellung gelangte, klingt es kaum wahrscheinlich. Lassen wir also Schneider ruhig hier. Als Sohn der Provinz paßt er wohl besser in die hiesigen engen Verhältnisse. Wer weiß! Vielleicht hat man Ihnen bereits was viel Besseres, ein Lehramt in der Residenz, oder gar der schönen Neckarstadt, zugebacht.“

„Und glauben Sie, daß ich gern dorthin ginge?“

„Natürlich, warum auch nicht?“

„Weil ich dann von hier, von liebgeordneter Umgebung, von — Ihnen scheiden müßte.“

Nun geschah etwas Ueberraschendes, gänzlich Unerwartetes. Schön-Hertha erröthete und senkte den Blick.

„Nun bin ich aber doch an der betreffenden Straßenbiegung vorübergegangen und muß zur Strafe noch einmal zurück,“ rief sie hastig. Dann noch ein eiliges Kopfnicken unter dem tiefgehaltenen Schirm, und sie verschwand um die nächste Ecke.

Beide hatten den kleinen schwächigen Herrn, der im Vorübergehen Heinz mit finsternem Blick streifte, nicht bemerkt. —

Bei dem gut bürgerlichen Mittagsmahl der Familie Carus ging es auch heute, wie gewöhnlich, recht lebhaft zu. Die Gymnasialisten hatten Klassenerlebnisse, Klein-Lottchen ungeheuerliche Dinge aus der Spielschule zu erzählen, sodaß das nachdenkliche Schweigen der sonst so rührigen Hausstochter kaum auffiel. Man lachte, schwatzte durcheinander, doch sofort trat tiefe Stille ein, als Hertha plötzlich fragte: „Weißt Du nicht, Papa, warum bei der diesjährigen Beförderung Dr. Ortwin wieder übergangen worden ist? Längst müßte er Ordinarius sein. Selbst an Anciennität ist er Schneider voraus.“

„Da mußt Du höheren Orts gefälligst anfragen. Vielleicht giebt man im Ministerium dem klugen Fräulein Carus darüber bereitwillig Auskunft,“ meinte Magnificenz sehr gemessen. „Hat er sich bei Dir vielleicht darüber beklagt?“

„Wie sollte er!“

„Ach, Hertha war am Vormittag bei Schneiders. Da mag wohl darüber gesprochen worden sein,“ kam ihr die Mutter zu Hülfe, indem sie die Tafel aufhob.

Dem Professor schien die Sache doch nicht aus dem Sinn zu gehen. In der Dämmerstunde, als Hertha leise am Klavier phantasierte und er neben der Gattin in der Sofaecke ausruhte, sagte er plötzlich:

„Solch ein Don Juan! Wenn unsere Aelteste ihm nur nicht auch ins Garn läuft!“

„Nicht doch! Hertha läßt niemals das Herz auf Kosten des Verstandes walten; für ihre Jugend ist sie mir sogar manchmal zu kühl.“

„Lalala! Bei Liebesgeschichten fallen die klügsten Mädchen meistens am tiefsten hinein. Aber wir sind ja auch noch da, um die Augen hübsch fein offen zu halten. Diesem eitlen Streber, der nichts liebt, als sich selbst, blüht unsere Rose nicht.“

#### IV.

Nun hatte man ihn wirklich zur letzten Ruhe bestatet, den alten, wunderlichen Mann, dessen nur wenige in der Vorstadt sich genau erinnerten und über dessen Schrullen man mittheilend zu spötteln pflegte.

Noch in derselben Nacht war er einem erneuten Anfall erliegen, ohne das Bewußtsein wieder erlangt, den Sohn erkannt, das weinende Märchen gesegnet zu haben.

„Wenn Heinz nur käme! Jetzt muß er doch alles wissen! Wenn er nur käme, um mich von hier fortzuholen!“ hatte sie alle diese schrecklichen Tage hindurch geflüstert, und selbst am offenen Grabe, als sie ihre Handvoll Erde nachwarf, ertappte sie sich auf der bangen Frage: warum Heinz nur nicht gekommen sein mag?

Ja Heinz! Du armes, weltfremdes Kind ahnst ja nicht, daß dieser seinen Haus-Briefkasten gewisser unangenehmer Zuschriften wegen, „Manichäer“ genannt, nur selten und ungern zu öffnen



pflegte. Dein mit zitternder Hand geschriebener Ruf harrete noch immer des Tageslichtes.

Ach, wie langsam, traurig doch die Stunden in dem Sterbepause vergingen. Gottlob, der Vater, — schrecklich, so etwas denken und wünschen zu müssen, — war viel außerhalb. „Wichtige Geschäfte, alles liegt auf mir allein!“ meinte er, sich in die Brust werfend. Nachdem er sich an Schreibtisch und Spinden zu thun gemacht, war er wieder zur Stadt gefahren.

Aber Minna, wo blieb diese nur? Trotz alles Rufens und Suchens in Haus und Garten kam sie nicht zum Vorschein. Die Dämmerung sank, der Abendwind schlug die dünnen Reste der Kastanien gegen die Fensterscheiben, und Märchen dachte, das Herz sollte ihr vor Angst und Sehnsucht springen.

Indessen stand Minna, noch im schwarzen Abendmahlkleid, in welchem sie am Vormittag ihren alten Herrn zu Grabe geleitet hatte, vor der auf ihrer Fenster-Estrade thronenden Bürgermeisterin, um sich hier wieder einmal ihren Kummer vom Herzen zu reden.

„Also Minna, Sie glauben wirklich, daß der Unglücksmensch, der Paul, beabsichtigt, alles, wie es drüben steht und liegt, zu verkaufen?“

„Natürlich, allens ist schon im schönsten Gange. Er braucht Geld, immer Geld, und die Steine von dem Haus kann man doch nicht einzeln rausnehmen und sich davor Fusel kaufen!“

„Das ist ja aber schrecklich. Das Haus gehört seit Menschen-gedenken dem alten Mann. Und was soll aus dem Mädchen werden?“

Minnas rothgeweinte Augen gingen ihr wieder über. „So lange mich Gott gesund erhält und ich noch einen Finger zur Arbeit rühren kann, soll es ihr an nichts fehlen.“

„Und der Doktor? Ich fürchte, sie hat mit ihm doch ein Verhältniß.“

„Der Süßholzraspeler!“ Minna sah unbeschreiblich verächtlich aus. „Wenn der mich mal zwischen die Finger rennt, soll er nichts zu lachen haben. Der ist ja man bloß an allens Unglück schuld. Wie schön und gut wäre alles, wenn, wie man ja immer dachte, der Herr Apotheker —“

„Sch! —“ machte Frau Bürgermeister nach der halboffenen Nebenthür hin. „Man muß eben denken, es hat nicht sollen sein.“

„Aber warum nicht?“ polterte Minna los. „So'n Windhund! Er wird ihr doch nicht nehmen; er denkt ja garnicht daran. Und wenn der saubere Herr Vater hier nun auch allens verknoppt — was soll aus dem Unglückswurm, das nicht Welt noch Menschen kennt, nur werden? Ich bringe es nicht übers Herz, ihr es zuerst zu sagen.“

Im Nebenzimmer wurde leise ein Stuhl gerückt. Die beiden Frauen hatten es nicht gehört, ebensowenig wie unten das Zuschlagen der Hausthür. Heute mußte Tante Bürgermeister mit dem Abendessen ungewöhnlich lange auf den sonst so pünktlichen Nissen warten.

Der Herr sei schon vor Abend fortgegangen, man wisse nicht wohin, hieß es unten in der Offizin.

„Unglaublich!“ Sie schüttelte den Kopf, doch als umsichtige Hausfrau sorgte sie, daß die Nühreier nicht zu hart wurden, das Theewasser heiß blieb, und setzte sich mit dem Strickzeug an den gedeckten Tisch, unter die sanft verschleierte Hängelampe.

Endlich sein Schritt! Sie athmete auf. Hatte sie sich wirklich wieder um das theure, große Kind geängstigt!

Bald merkte sie, daß er nur ihr zuliebe that, als ob er zulange. Berstreut nahm er Pfeffer anstatt Salz und rührte in der Tasse, ohne einen Tropfen zu trinken.

Ihr schnürte es das Herz zusammen. Nur, um die unheimliche Stille zu unterbrechen, meinte sie: „Minna war bald nach dem Begräbniß hier.“

„Ich weiß es.“

„Der schreckliche Mensch, der Paul Ferrand, will sein Besitzthum gleich, womöglich morgen schon, verkaufen.“

„Er hat es bereits verkauft.“

„Schon? Du weißt es? Das ging aber flink. Raum hat man den alten Mann unter die Erde gebracht. Wer ist denn der Käufer?“

„Ich!“

„Du?“ Frau Bürgermeister legte Messer und Gabel hin. „Das ist wohl nur ein Scherz!“

„Sehe ich aus, wie einer, der schlechte Witze machen will? Ich hatte längst ein Auge auf das Grundstück geworfen, an allen Seiten grenzt es an unsere Besitzung. Ein neuer Nachbar wäre mir wahrscheinlich unbequem geworden. Und dann ist später auch noch ein Geschäft damit zu machen. Die Baupläze werden jetzt auch theuer. Die Elektrizitäts-Gesellschaft sieht sich nach geeignetem Terrain um.“

„Hermann!“

Der junge Apotheker sprang auf, polternd fiel der Stuhl hinter ihm zur Erde. „Ja, Tante, wir beide brauchen miteinander nicht Versteck zu spielen. Dir entgeht ja doch nichts, was mir das Herz bewegt. Ich erwarb alles, um ihr, die so schutz- und hilflos dem rauhen Leben preisgegeben ist, den Schatten eines Heims bieten zu können.“

„Und wird sie es annehmen wollen? Sie ist so stolz! Neulich, als ich auf ihre mütterliche Familie hindeutete, gerieth sie außer sich.“

„Nie darf sie es ahnen! In diesem Fall ist ein frommer Betrug wohl erlaubt. Du und Minna, Ihr müßt etwas erfinden, ein Märchen von letztwilligen Bestimmungen des Großvaters; sie ist ja so unkundig in derartigen Verhältnissen.“

Tante Bürgermeister schluckte an den aufquellenden Thränen, doch um der Nührung Herr zu werden, that sie unwillkürlich die praktische Frage: „Und der Preis? Der edle Herr Paul wird wohl so viel Nutzen wie möglich aus der Sache zu ziehen suchen.“

„Das ist ja ganz Nebensache. Wozu liegt denn der Mammon da? Ich ging auf alles ein: einzige Bedingung sofortige Uebergabe. Diesen wüßten Trunkenbold mag ich nicht in ihrer reinen Nähe wissen.“

„Und alles andere, die vielen Sammlungen?“

„Ueber vieles sei bereits verfügt, wurde mir gesagt. Die Bücher wolle sich der Universitäts-Bibliothekar, Schneider, glaube ich, soll er heißen, behufs Ankauf für die Hochschule ansehen. Ob es sich so verhält? Bei diesem Menschen weiß man ja nie, was wahr oder falsch ist. Hofeur vom Scheitel bis zur Sohle. Diese Unterhandlungen mit ihm überstiegen fast meine moralische Kraft. Solch ein Dump!“

Die Tante seufzte. Ja, von dort drüben kam ihm stets nur Kummer und Herzeleid. Und würde sich dort auch alles einrichten, durchführen lassen, wie er es plante, der liebe, hochherzige, unpraktische Mensch? Ach, daß sie ihm nicht helfen, ihn nicht glücklich machen konnte! Den Rest ihres Lebens hätte sie freudig dafür hingegeben. Schrecklich, dem Schicksal gegenüber so machtlos zu sein. Aber trösten mußte sie ihn wenigstens, sei's auch auf Kosten ihrer besseren Ueberzeugung.

Leise, wie sie es früher bei seinem Kinderweh zu thun pflegte, streichelte sie ihm die Schulter. „Ueberlassen wir alles der Zukunft, Hermann,“ redete sie zu. „Ein Herzensirrtum, wie er bei phantastischen, sich so ganz selbst überlassenen Mädchen oft vorkommt. Märchen ist ja noch so jung, sie wird sich selbst befinnen, einsehen lernen, auf welcher Seite das einzig wahre Glück für sie liegt.“

Stolz richtete er sich auf, und in diesem Augenblick sah er weder häßlich noch unbedeutend aus.

„Nein, das ist vorüber, abgethan für immer! Du weißt es, ich liebte sie, fast seitdem ich denken konnte, gab ihr mein Bestes mein ganzes Sein. Und dafür soll ich zufrieden sein mit den mit-leidig hingeworfenen Brosamen einer lauwarmen Zuneigung? Nimmermehr! Kann ich nicht um meiner selbst willen geliebt



werden, so bleibe ich einsam. Nur nicht ein Weib mit halbem Herzen an mich gefesselt wissen. Das ertrüge ich nicht!"

"So suche sie zu vergessen. Gehe auf Reisen, lege Berg und Thal zwischen Dich und sie." —

Düster starrte er vor sich hin. „Ja, wenn ich sie glücklich, in treuer Obhut sicher geborgen wüßte, dann könnte ich verschwinden, dann wäre meine Rolle in ihrem Leben ausgespielt. Doch ich fürchte, er betrügt sie. Am Sterbetage des alten Ferrand sah ich ihn auf der Straße mit einem blonden, auffallend schönen Mädchen, das auch dem süßen Gifte seiner Rede willig ihr Ohr zu leihen schien. Der Rattensänger von Hameln! Doch ich habe unten noch zu thun; die Arbeit häuft sich. Gute Nacht, Tante.“

„Nun wird der späte Wintermorgen wieder hereindämmern, bis sein Licht erlischt,“ seufzte sie. Doch auch für sich selbst schien sie heute an keine Nachtruhe zu denken. In leisem Selbstgespräch blieb sie am Fenster stehen und blickte über die ersten Eisblumen hinweg in die stille, frostklare Sternennacht.

„Mein lieber, armer Junge,“ hörte man sie stoßweise flüstern. „Solch ein Wahnsinn! Wenn es mir nur nicht mehr vor die Augen kommen wollte, das böse, schreckliche Mädchen!“

Das böse Mädchen aber war das arme, verblendete Märchen

V.

„Suche! Endlich Eisbahn!“ riefen die Schulbuben, ihre Mühen jubelnd in die Luft werfend. „Eisbahn, ach wie süß!“ lispelte der höhere Backfisch, im stillen auf seinen flaumbärtigen Primaner hoffend. „Und ist es wirklich wieder einmal Winter geworden,“ dachte sinnend Herta Carus, indem sie die neuen Schlittschuhe über den Arm hing.

Heute, in dem granatfarbenen Sammetkostüm und dem federn Pelzmütchen sah sie ganz besonders reizend aus, so daß Mama in verzeihlichem Mutterstolz ihr so lange nachschaute, wie sie nur etwas von der schlanken Gestalt zu erspähen vermochte.

Augenblicklich war sie die gefeiertste Schönheit der Stadt.

Am Stadtgraben erregte ihr Erscheinen wie gewöhnlich einen kleinen Aufruhr. Birschelnd steckten die Eismütter die Köpfe zusammen; die Töchter empfanden etwas wie Neid, und die junge Herrenwelt suchte so schnell wie möglich in ihre Nähe zu gelangen.

„Frau Königin, Ihr seid die Schönste im ganzen Land,

Doch Schneewittchen hinter den Bergen

Ist doch noch schöner als Ihr.“

zitierte leise Dr. Heinz, sich geschickt an ihre Seite manövrierend Sonderbar! Er fuhr mit der Hand über die Augen. Es war ihm, als habe er eben ganz deutlich Schneewittchen in ihrem gläsernen Sarg gesehen; sein Schneewittchen, bleich und kalt, weiße Rosen in den schwarzen Locken.

„Salve Regina,“ sagte Dr. Ortwin, mit über der Brust gekreuzten Armen sich tief verneigend. „Warum läßt unsere holdselige Gebieterin ihren Getreuen erst so spät die strahlende Sonne ihres Angesichts aufgehen?“

Lachend hielt sie sich die Ohren zu. „Ach, den Unsinn mit der Königin mag ich garnicht mehr hören; das ist eine studentische Albernheit, die man nicht weiter verbreiten sollte. Wie komme ich armes Kirchenmäusel zu dieser Würde! Bei uns zu Hause geht es so garnicht fürstlich zu. Und dann ist mein Regiment doch auch nur von kurzer Dauer. Im nächsten Jahr, wenn Papa nicht mehr Rektor ist, wird eine andere, jedenfalls Nenny Wildner, auf den leeren Thron gehoben.“

„Um Gotteswillen, nicht weiter! Diese kleine dicke Person mit den chinesischen Schlißaugen Blumenfürstin! Welch ein Gedanke!“

„Nun, dann erfindet man einen anderen passenden Namen für sie. Chrysanthemum ist ja jetzt wohl Modeblume.“

„Vor Ihrer Schlagfertigkeit muß man allerdings die Segel streichen, mein gnädiges Fräulein. Ja, solche geistreichen Frauen!“

„Sind den Männern unbequem, ich weiß. Doch wenn man mit offenen Augen um sich sieht, die Welt und die Menschen ohne Schönfärberei erblickt, ist man noch lange nicht geistreich, blaustrümpelnd. Und selbst vor dieser immerhin verrufenen Spezies haben nicht alle Männer ein regelrechtes Grauen. Zum Beispiel Schneider läßt seinen schreibenden Kolleginnen im allgemeinen Gerechtigkeit widerfahren.“

„Ja, auf Schneider sind Sie nun einmal eingeschworen,“ meinte Heinz empfindlich. „Und der Kunde scheint eine ziemliche Portion Weltklugheit zu besitzen; denn unter solch einem schönen, liebenswürdigen Schutz hat er den sicheren Hafen zu erreichen verstanden.“

Groß und vorwurfsvoll sah sie ihn lange an. „Das war nicht recht und auch nicht einmal wahr. Schneider braucht sich nicht hinter Schürzen zu verstecken und um Frauen-Protektion zu betteln. Er ist ganz der Mann dazu, durch eigene Kraft sich emporzurängen. Und wollen wir Freunde, gute Kameraden,“ verbesserte sie sich schnell, „bleiben, so lassen Sie mich so etwas Häßliches, Niedriges nicht mehr hören.“

„Ganz wie unsere reizende Königin zu befehlen geruht. Die Schönheit findet immer willige Sklaven,“ sagte er, mit einem nicht mißzuverstehenden Blick.

„Wenn ich keine anderen Vorzüge, keine andere Macht besäße, als meine Larve, wäre es allerdings schlimm um mich bestellt,“ meinte Gertha sehr ernst. „Ich will keine Puppe sein, die man mit Artigkeiten füttert, sondern ein Mensch, edel, hülfreich und gut, wie unser Altmeister sagt. Doch, da kommt Nenny Wildner. Sie ist wohl mehr auf Ball- und Eis-Konversation zugeschnitten als ich. Adieu, auf Wiedersehen!“

Dahin glitt sie, leicht und zierlich, von bewundernden und neidischen Blicken gefolgt.

Heinz blickte ihr einen Moment nach. „Ein bildsauberes Mädel,“ dachte er, „doch für den Ehestand zu viel Widerspruchsgeist, zu stachelig, die reine Brennessel. Ha ha! Ich fürchte, die Lusatia in corpore würde mir einen dummen Jungen nach dem anderen aufbrummen, ersühre sie, daß ich mich erfrechte, ihre angebetete Rosen-Königin „Donna Brennessel“ zu tituliren. Eine Bosheit sondergleichen, mir Nenny Wildner mit ihrem sprichwörtlichen „ja ja“, „ach nein“, vorzuschlagen. Doch daraus muß man sich nichts machen, da muß man lachen, da muß man lachen.“

Den Gassenhauer vor sich hinträllernd, schnallte er die Schlittschuhe ab und begab sich auf den Weg zu seiner Wohnung. Im Korridor fiel ihm irgend eine Kreuzbandsendung, die bereits aus dem überfüllten Briefkasten herauslugte, in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Geheimniß meines Lehrers.

Erzählung von P. Gnjeditsch.

Julij Fedorowitsch hatte ein Geheimniß — das unterlag keinem Zweifel. Wir waren fünf Geschwister und alle wußten sehr genau, daß Julij Fedorowitsch ein geheimnißvoller Mann sei. Er trug zwar keinen Mantel mit Degen, was nach unseren damaligen Begriffen jeder Mensch, der mit den dunkeln Mächten in Verbindung steht, thun muß, allein er hatte ein entschieden geheimnißvolles Antlitz. Er war unser Erzieher, der allerliebste und gütigste Erzieher, und wir liebten ihn unendlich. Er war ein sehr lustiger Deutscher. Trotz seines Alters — er zählte damals sechzig Jahre — pflegte er mit uns „Blinde Kuh“ und Versteck zu spielen und mit uns im Garten herumzurennen, kurz: er war unser allgemeiner Liebling.



Aber sowie der Donnerstag heranrückte, ward er feierlich ernst. Er wechselte die Wäsche, kämmtte sein bischen Haare, nahm seinen Stod und verschwand bis zur Mittagszeit. Diese Zeit hatte er sich ausbedungen, und kein Wetter, kein Regen, kein Frost konnten ihn zurückhalten. Er pflegte in der heitersten Stimmung zurückzukommen, nur ein wenig röthler als gewöhnlich. Er fing dann allerhand Späße an, dressirte die Katzen und veranstaltete Prozeffionen bei bengalischer Beleuchtung.

Wohin verschwand er denn immer? Unsere alte Amme sagte, er „besuche seine Deutschen“. Warum aber blieb er nur so kurze Zeit aus, und vor allem, warum an einem Wochentag und warum vormittags? Welche Deutsche werden denn an Wochentagen und vormittags Besuche machen? Und warum ist er so gut gelaunt, wenn er zurückkommt? Meine Schwester Katja meinte, daß man ihm wohl irgendwo mit Eierkuchen aufwartet, die er so sehr liebt, deshalb ist er so gut gelaunt.

Manchmal fragten wir unsere Mama, wohin er gehe. Sie aber interessirte diese Frage sehr wenig und sie pflegte stets zu erwidern:

„Was kümmert es uns? Er ist ein freier Mensch. Er geht hin, wo er will.“ Solche Erklärung aber befriedigte uns nicht . . .

Eines Tages theilte uns unser ältester Bruder Nikolaj mit, daß er alles erfahren habe — das Geheimniß war entschleiert. Wir umringten ihn in einem entfernten Winkel des Empfangszimmers, vor Furcht zitternd und die Aufklärung der Sache erwartend, die uns so lange in Aufregung hielt.

„Julij Fedorowitsch,“ sprach Nikolaj feierlich, „besitzt einen Keller mit Geld, dahin begiebt er sich jeden Donnerstag, um das Geld zu vergraben.“

Wir erstarrten ob dieser Entdeckung.

„Wer hat es Dir gesagt? Woher weißt Du es?“

„Hört! Heute habe ich ihm aufgelauret — er nahm zehn Rubel mit und eine Schaufel.“

„Eine Schaufel? Welche Schaufel?“

„Unsere Kinderschaufel unter der Stiege. Er nahm sie sehr behutsam, damit niemand es sehe, und ebenso behutsam stellte er sie wieder zurück. Ich sah, wie er sie unter dem Mantel versteckt trug. In der Frühe war die Schaufel ganz rein und glänzend — und jetzt — da schaut her!“

Er führte uns zur Stiege und zeigte uns die Schaufel — sie trug die Spuren frischer, weicher, schwarzer Erde.

„Also sammelt er einen Schatz!“ riefen wir verwundert aus.

„Einen Schatz! Nach seiner Rückkunft habe ich eigens sein Geldtäschchen durchsucht — und es war nur ein Rubel und zwanzig Kopelen darin. Und er hat doch nichts gekauft, nichts mitgebracht. Einen Rubel und zwanzig Kopelen ließ er sich, um Tabak zu kaufen — das Uebrige hat er vergraben.“

Nun bestand unter uns kein Zweifel mehr.

Bald aber mußten wir unsere geniale Vermuthung fallen lassen. Trotz der schärfsten Beobachtung nämlich konnten wir nicht bemerken, daß er jemals die Schaufel mitnahm. Wahrscheinlich war es nur ein einziges mal geschehen. Unsere Schwester Katja behauptete freilich, er grabe den Boden einfach mit den Händen auf, aber diese Bemerkung erklärten wir für unstichhaltig, da wir ja die Keulichkeit unseres Lehrers und besonders seine ganz sauber gehaltenen Nägel kannten.

Später aber weckte er doch einmal unseren Verdacht hinsichtlich des Grabens wieder auf; wir bemerkten auf seinen lichten Hosen einen großen Bodenfleck. Als er diesen ebenfalls wahrnahm, gerieth er in Verlegenheit und ging augenblicklich weg, andere Beinkleider anzuziehen. Woher kommt nun dieser Fleck? Das ist kein Straßenkoth, sondern echte Erde, solche, wie sie an Blumenbeeten zu sehen ist.

Die ungewöhnlich heitere Stimmung, die Julij Fedorowitsch sonst an Donnerstagen zeigte, blieb mit einem male aus: als er diesmal heimkam, trat er mit hastigen, unsicheren Schritten in's Zimmer und war ganz in sich gekehrt. Erst später, nachdem er ein wenig in seinem Zimmer verweilt, kam er wohlgelaunt wie sonst herein.

Einmal, als er zur bestimmten Stunde zurückkehrte und eilends das Vorzimmer durchschritt, schwankte er plötzlich, aber so heftig, daß er sich an die Thürpfosten anklammern mußte; hätte er nicht noch Zeit gehabt, sich an diesen festzuhalten, so wäre er sicherlich zu Boden gestürzt. Nachdem er mit verhülltem Gesicht eine Weile geruht hatte, ging er — noch immer schwankend — in sein Zimmer.

„Ja, ja, er ist der Trunksucht ergeben,“ rief Nikolaj freudig aus, „seine Füße schwanken vom Branntwein. Hier wagt er nicht zu trinken und deshalb besucht er die Gasthäuser. Dafür giebt er sein Geld aus.“

„Und die Erdflecken auf seinen Hosen?“ fragte ich.

„Die kommen davon, weil er betrunken auf der Gasse liegt, bis der Wachmann ihn zum Aufstehen zwingt.“

Nikolaj fühlte selber, daß er übertrieben hatte. Niemand wollte glauben, daß Julij Fedorowitsch der Trunksucht ergeben sei.

„Aber er ist doch an Donnerstagen ganz roth!“ beharrte Nikolaj.

„Vielleicht geht er in's Bad?“ sagte Katja.

„Mit einer Schaufel?“ erwiderte ich höhnißlich.

Katja war vernichtet.

Eines Tages rannte Nikolaj, nachdem Julij Fedorowitsch ausgegangen war, plötzlich ins Kinderzimmer herein mit dem Ruf: „Folget mir, rasch!“

In einem Haufen stürzten wir ihm nach.

Im Zimmer des Lehrers stand auf der Kommode ein Gegenstand, den wir früher nie zu Gesicht bekommen hatten. Das war ein Sammetrahmen und darin das mit Bleistift gezeichnete Porträt eines Mädchens mit wellenförmigen Locken. Auf der Seite stand der Name „Emma“.

„Da seht, wohin er geht!“ rief Nikolaj freudig, „er geht zu Emma. Sie ist seine Braut.“

„Und er ist in sie verliebt, deshalb ist er so roth,“ bestätigte Katja.

„Und wozu dann die Schaufel?“ fragte ich skeptisch.

„Du Einfaltspinsel!“ fiel Nikolaj ein, „das war ein Zufall, nichts Weiteres.“

Nikolaj pflegte schon weise zu reden, denn mit dem Frühjahr hatte er Geometrie zu studiren angefangen.

Nein, nein,“ entschieden wir zuletzt, „Julij Fedorowitsch wird sie heiraten und es wird eine glänzende Parthie sein.“

Am Abend desselben Tages, als Julij Fedorowitsch ein großes Kartenhaus machte und seine gewöhnlichen Späße mit uns trieb, sagte Nikolaj plötzlich:

„Emma, das ist doch ein hübscher Name, nicht wahr, Julij Fedorowitsch?“

Julij Fedorowitsch ließ das Haus aus den Händen fallen.

„Emma?“ wiederholte er, „Emma?“

Er stand auf, schüttelte die Kartonschnitzel vom Schooße ab und begann im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Siehst Du, wie stark er verliebt ist?“ flüsterte uns Nikolaj erfreut zu, die nervösen Bewegungen unseres Lehrers mit entzückten Blicken verfolgend.

„Nun, wir werden ihm zur Hochzeit etwas schenken.“ —

Warum ist aber Julij Fedorowitsch so wehmüthig, so oft er zu seiner Braut geht? Warum empfängt sie ihn nur an Donnerstagen? Warum erzählt er an den Donnerstagsabenden so lustige Anekdoten? Und warum sind seine Beinkleider an den Knien mit Erde besetzt?



Ich war entschlossen, es um jeden Preis zu erfahren. Man hatte mir bereits erlaubt, allein auf die Gasse zu gehen, und ich beschloß, dem Lehrer nachzuspüren.

Am nächsten Donnerstag zog er wie gewöhnlich frische Wäsche an, kämmt sich das Haar und verließ das Haus. Ich folgte ihm leichten Schrittes, indem ich ihn ein großes Stück Weges vorausgehen ließ, damit er mich nicht bemerkte. Diese Vorsicht aber war ganz überflüssig. Er ging mit gesenktem Haupte, niemanden bemerkend, ganz in sich gekehrt.

Wir gingen rasch und lange, wir waren schon außerhalb der Stadt — die Häuser wurden seltener — und nun ist sie bereits hinter uns. Wir aber gingen noch immer weiter, und Julij Fedorowitsch beschleunigte seine Schritte immer mehr und mehr.

Er bog in das Thor des Friedhofes an.

An luxuriösen Mausoleen vorbei, ohne je seitwärts zu blicken, schritt er auf dem längst bekannten Wege immer vorwärts. Kreuze wechselten mit den Grabtempeln, Steinplatten mit den Kreuzen. Hölzerne Gitter und weiße Kreuze wurden sichtbar. Da ist ein Grabhügel ganz mit Blumen überdeckt. Kränze von Immortellen hingen auf dem darüber ragenden Kreuz, und eine große Birke beschattete ihn zeltförmig mit ihren dichtbelaubten Zweigen.

Julij Fedorowitsch trat hinter das Gitter, nahm seinen Hut ab und kniete nieder.

Aber er betete nicht und weinte auch nicht. Die Falten seines Mantels lagen regungslos. Seine Augen blieben auf eine Stelle gerichtet. Mich sah er nicht, obgleich ich fast neben ihm stand. Ringsherum war niemand zu erblicken. Die Bäume rauschten und die Vögel zwitscherten in der Luft.

Endlich erhob er den Kopf und fragte verwundert, sich rasch erhebend:

„Was machen denn Sie hier?“

Ich konnte nicht antworten, Thränen erstickten mir die Stimme „Julij Fedorowitsch“ — stammelte ich zuletzt — „glauben Sie nicht — glauben Sie nicht, daß ich . . . .“

Er blickte mir fest in die Augen.

„Sie sind ein guter Knabe,“ sagte er, seine Hand auf meine Schulter legend. „Sie sind ein guter Knabe. Warum sind Sie hierhergekommen?“

„Ich bin Ihnen gefolgt.“

„Wozu?“

„Ich wollte wissen, wohin Sie gehen.“

„Wozu wollten Sie das wissen?“

„Ich wollte den Grund erfahren, warum Sie an Donnerstagen so heiter sind.“

„Warum ich so heiter sei? Nun, so schauen Sie her! Hier unter dem Kreuze ruht meine Gattin Emma, die mir vor acht Jahren starb. Ich liebte sie mehr als alles auf der Welt, und deshalb wurde sie mir entrissen. Seit acht Jahren, seit dem Tage ihres Todes, komme ich an jedem Donnerstag hierher, denn sie starb an einem Donnerstag. Und mein Herz krampft zusammen wenn ich zurückdenke und mir dieses wundervolle Weib vorstelle. Ich weine hier bei diesen Blumen, die ich eigenhändig pflanzte und dann gehe ich nach Hause und bemühe mich, recht heiter zu sein. Sie, lieber Knabe, Sie werden mich fragen, warum ich denn gerade an diesem Tage lustig sei? Deshalb eben bin ich lustig, weil niemand sich um meinen Kummer kümmert.“

„Wir lieben Sie so sehr,“ versuchte ich zu trösten.

„O ja, Ihre Familie ist sehr liebenswürdig, und ich schätze und achte Ihre Eltern, aber sagen Sie gütigst, was kann es Sie interessieren, daß ich eine Gattin hatte, die schöne Emma, daß ich sie anbetete, daß sie starb und hier beerdigt liegt, und daß diese Blumen wachsen und so wohlthuend riechen? Was könnte mir's frommen, wollte ich Ihnen alles das erzählen, was mir so theuer und Ihnen so uninteressant ist? Nein, ich werde lieber heiter und lustig sein.“

Er schlug die Augen zum Himmel empor.

„Emma weiß,“ sagte er, „daß ich ihr Andenken heilig halte, daß ich nie jemandem erlaube, dieses anzutasten. Emma sieht alles. Sie glauben, sie sei tot? Nein, ich sehe sie, auf diesem blauen, strahlenden Himmel. Sie zieht dort droben in Gestalt einer lichten Wolke. Das ist sie. Ich weiß es gewiß. Wozu soll ich jemandem mittheilen, daß ich an Donnerstagen hierher gehe, um mich mit ihr auszusprechen? Man würde sagen, ich sei verrückt und man würde mich fortjagen, und ich bin doch arm und habe keine Mittel zum Leben.“

Er blickte auf seinen Hut und setzte ihn auf.

„Drei Jahre bin ich nun in Ihrem Hause, und diese drei Jahre hat niemand gewußt, daß ich allwöchentlich hier weine. Und mir war froh zu Muthe, daß niemand von meinem Kummer weiß, daß nur ich allein ihn kenne. Jetzt haben Sie davon Kenntniß und das ist mir unangenehm. Ich liebe Euch, aber dennoch ist es mir unangenehm, daß Sie wissen, wohin und wozu ich jeden Donnerstag gehe. Ich will nicht mehr in Ihrem Hause bleiben . . .“

Und in der That verließ er unser Haus schon am nächsten Tage, es war ihm peinlich, daß sein Geheimniß durchschaut war.

(Nachdruck verboten.)

## Die Briefftasche.

Von Felix von Stenglin.

„Alle Wetter, schon zwölf, lieber Professor! Da muß ich gehen. Hoffentlich kann er wechseln —“

„Was haben Sie denn da für 'ne gestickte Briefftasche?“

„Die? Ja, das will ich Ihnen sagen. Stammt von einem jungen Mädchen.“

„Das dachte ich mir natürlich.“

„Ganz anders als Sie denken. Es ist sozusagen eine politische Briefftasche, wenn auch Bergkneimicht drauf sind. Zwar konnte ich sie eigentlich nie leiden, diese gestickten Brillenfutterale, Schreibmappen, Hosenträger und Brieffaschen —“

„Deshalb eben wundere ich mich, daß Sie diese tragen.“

„Sehen Sie mich nicht so herausfordernd an! Die Briefftasche ist politisch, sag' ich und dabei bleib ich . . .“

„Na ja . . .“

„Obgleich ich ja nicht leugne —“

„Alha! Und Sie haben den Trost, daß es ein hübsches Mädchen war, das mit dieser politischen Briefftasche verknüpft ist?“

„Ja, allerdings . . .“

„Na und vermuthlich war's bei einem konservativen Parteifest —“

„Ach nein, so einfach lag die Sache nicht. Sie gehört, um mich in feinstem Zeitungsdeutsch auszudrücken, überhaupt nicht der konservativen Partei an.“

„Alle Wetter, Sie gerathen doch nicht auf Abwege? Als königlich preussischer Hauptmann? Also vermuthlich Tochter eines nationalliberalen Fabrikbesizers — Einquartierung — Süßholz geraspelt — Erinnerung fürs Leben —“

„Noch weiter nach links.“

„Donnerwetter! Freisinn? Das wird selbst mir als Zivilisten zu roth.“

„Ach, Sie thun ja nur so. Gelegentliche Verärgerungszeiten abgerechnet — sind Sie ja ein ganz umgänglicher Mensch. Und dabei haben Sie als Regierungs-Minister und künftiger Landrath noch mehr Rücksichten zu nehmen wie ich. Sie wissen ja, wie's bei Ihnen heißt: Wer nicht parirt, der marschirt. Wir aber stehen außerhalb aller Politik. Wir folgen zwar unserem Kriegsherrn durch dick und dünn und wählen uns Leute mit reinen Manschetten zum Umgang — setzen also mehr auf den Rock als



aufs Herz, wenn man boshaft sein will — im übrigen aber brauchen wir den Menschen auf seine politische Gesinnung hin nicht zu untersuchen. Er verlangt in dieser Hinsicht nichts von uns, wir sollten also auch von ihm nichts verlangen —“

„Hören Sie, hören Sie! Ja, wenn nicht alles so verkehrt wäre! Sie können doch nicht mit einem, der — ja das ist doch ganz unmöglich! — Wenn zum Beispiel ein Sozialdemokrat —“

„Ja, was Sie nun wohl sagen werden — der Vater ist Sozialdemokrat!“

„Donnerwetter! Faktisch? Na, von ihm wundert mich's eigentlich noch mehr als von Ihnen . . .“

„Da haben Sie recht. Wir Soldaten sind, glaube ich, noch toleranter als diese Leute. Wir haben ja auch viele Rekruten, die selbst dahin neigen und haben sie oft recht gern. Aber freilich, auch bei uns sind manche, die sich bekreuzen, wenn sie das Wort nur hören. Und mir selbst ist es ja auch so, als ob das ganz andere Menschen wären, ganz andere Geschöpfe geradezu. Wenn ich auch noch so friedlich gesonnen bin — auf beiden Seiten sind zu viel scharfe Hiebe gefallen, und die ganze Weltanschauung ist so anders — mir ist geradezu manchmal, wenn ich mich mit diesen Dingen befassen muß, als ob ich was Giftiges anfaßte . . . . Na, daran dachte ich natürlich nicht, als ich die kleine Tochter von einem der wüthendsten Sozialdemokraten — Sie haben ja doch von Nau gehört — als ich die Kleine aus dem Wasser zog —“

„Lebensrettung? Ei! Und daher wohl die Rettungsmedaille?“

„Ja, sie ist sozusagen im sozialdemokratischen Feuer gehärtet.“

„Na, und war's gefährlich?“

„Gott, schließlich ist ja das Wasser immer gefährlich. Und ich mach' keine Geschichte daraus. Es gehört ja doch sozusagen zum eisernen Pflichtenbestand des Offiziers, ins Wasser zu springen, wenn jemand drin liegt. Sie hatte am Geländer gespielt und war rübergeschossen. Mich wundert, daß nicht noch mehr Kinder ins Wasser fallen, überfahren werden oder aus dem Fenster stürzen — Ich bekam sie gottlob gleich zu fassen und zappelte uns ans Ufer heran, das Schwimmen in Kleidern ist ja kein Tanzen auf dem Parkett . . . Gleich d'rauf kam die Mutter, und ich übergab ihr die Kleine —“

„Bedankte sich natürlich höllisch, die Alte —“

„Kein Wort. Schalt nur auf das Kind und ging mit ihr ab. Um Dank that ich's ja auch nicht. Aber ich bekam doch einen, vom Alten, in der Zeitung.“

„Alle Achtung! Deffentliche Danksagung?“

„Eine halbe Seite. Hat gewiß zwanzig Mark gekostet. Und war sehr hübsch abgefaßt . . . „Herzlichen Dank für die muthige That und Rettung seines geliebten Kindes aus Lebensgefahr“, so ähnlich. Zu mir selbst wollte er wohl nicht kommen.“

„Ja, ja, eigentlich war's doch das wenigste, was er thun konnte.“

„Mich hat es damals sehr erfreut. Aber es kam noch besser. Unsere Beziehungen knüpften sich noch enger, wie man zu sagen pflegt.“

„Noch ein Kind gerettet?“

„Aee, diesmal war er es, der mir so was wie das Leben rettete.“

„Das wird ja ganz romantisch.“

„Es waren schon ein paar Jahre drüber hingegangen. Ich hatte die Kleine öfter gesehen, begrüßt und gute Freundschaft mit ihr gehalten. Ein bißchen scheu war sie allerdings manchmal, — mochten Nachwirkungen von Hause sein. Meist aber kam sie dreist auf mich zu, gab mir die Hand und machte ihren Knicks, den sie in der Schule gelernt hatte. Von weither erkannte sie mich schon, selbst wenn sie beim Spiel war, ich seh' sie noch mit rothem Gesicht auf mich zuschließen. Einmal traf ich sie vor der Konditorei und kaufte ihr ein Stück Kuchen; sie bedankte sich und machte ein glück-

seliges Gesicht, wickelte aber den Kuchen nicht aus und wollte ihn davon tragen. Warum ist Du nicht, Mädel? sagt' ich. Will ihn Mutter mitbringen. Da kaufst ich ihr noch eins, das sollte sie ganz allein aufessen. Einmal im Winter kam sie auf mich zugelaufen und sagte hastig: Schenken Sie mir doch was zum Schlittschuhlaufen! Ich gab ihr zehn Pfennig. Diesmal war sie aber nicht zufrieden. Auf dem Parkteich kostete es fünfzehn, meinte sie. Ja, sagte ich, nach dem Parkteich gehen auch nur die feinen Leute, die Armen gehen nach dem Hundeteich. Erst sah sie mich beinahe böse an; dann war's, als wenn sie sich vor etwas duckte, und leise und ergeben meinte sie: Dann werde ich nach dem Hundeteich gehen. Und ging still davon. Es that mir leid nachher . . . . Jedenfalls stand ich durch sie immer im Konnex mit den beiden Alten. Ohne daß wir uns was bestellen ließen. Aber die Kleine blieb doch das Bindeglied zwischen uns. Und als nun die Sache kam, damals . . . . Ich hatte die Landwehrkompagnie, und es passirte da was Unangenehmes. Kam 'ne Mißhandlung vor, die scheußlich war. Wenn ich auch nicht Schuld hatte, — wie die Sachen lagen, würde man mich verantwortlich gemacht haben. Nau wußte es natürlich. Er pflegte seinem Chef Bebel zu dessen Mißhandlungsreden im Reichstag getreulich allen Stoff zu liefern, dessen er habhaft werden konnte. Wenn ich öffentlich genannt worden wäre in dieser Angelegenheit, hätte meine Karriere einen Knack gehabt. Merkwürdigerweise wurde ich nicht genannt.“

„Na, daß Bebel der Imperator aber nicht von anderer Seite darüber gehört hat, nimmt mich wunder.“

„Das hat er. Er hat auch etwas angedeutet von dem Fall in seinen Reden. Aber wie ich später erfahren habe, hat Nau ihm geschrieben, es würde ihm ein persönlicher Gefallen geschehen, wenn er den Hauptmann Soundso aus dem Spiele ließe. Das war eigentlich nett, nicht? Sehen Sie, da bricht das rein Menschliche durch. Dem eigenen Kind zu Liebe, und dem zu Liebe, der ihm dies Kind rettete, steckt er den Degen ein. Der Haß — denn man kann die Parteileidenschaft beinah' Haß nennen — ist also doch nicht unbesiegbar.“

„Ja, aber nun die Briefftasche?“

„Hm. München war allmählich herangewachsen, und die Mutter wollte sie einsegnen lassen, der Vater natürlich war dagegen. Eines Tages kommt 'ne Frau zu mir und stellt sich als Frau Nau vor. Die Frau mußte riesiges Vertrauen zu mir haben. Verlangt von mir, ich sollte doch den Mann herumkriegen. Wissen Sie, da wurde mir beinah' doch heiß.“

„Und sind Sie hingegangen?“

Der deutsche Offizier scheut bekanntlich vor keinem Auftrag zurück. Jedenfalls hatte ich auch der Frau und Tochter zu verdanken, daß Nau mich geschont hatte. Mußte mich also doch dankbar erweisen. Ging also hin. Ganz umgänglicher Mann, der Nau. Tischler. Erst ein bißchen verlegene Stimmung — denken Sie doch nur: ein Offizier in Uniform bei ihm, an seinem Tische! Aber ich war ganz natürlich, und da war er es bald auch. „Herr Nau“ sagte ich, „mich geht es zwar eigentlich nichts an, ob Ihre Tochter eingeseignet wird oder nicht, aber da ich nun einmal von der Sache weiß, gestatten Sie mir in alter Freundschaft“ — dabei lächelte ich etwas, und er lächelte auch — „gestatten Sie mir vielleicht, ein Wort dazwischen zu reden. Soweit ich Ihre Grundsätze beurtheilen kann, ist doch Religion bei Ihnen Privatsache, und das gilt doch auch fürs Haus. Ich würde es verstehen, daß Sie sich nicht konfirmiren lassen würden — wenn man mit dem Verlangen an Sie heranträte — aber ich verstehe nicht, wie Sie Ihre Tochter in ihren Anschauungen so beschränken können. Lassen Sie doch das Mädchen ganz nach ihrem eigenen Willen handeln. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Und die Parteidisziplin wird doch nicht geschädigt“ — dabei lächelte ich wieder, und er lächelte auch. Und dann gab er mir die Hand und sagte: „Herr Hauptmann, weil Sie's sind, kann die Dirn meinetwegen thun was sie will.“ Die



„Dirn' kam denn auch herein, wollte sich bedanken, kriegte aber kein Wort heraus. Ich sah's ihr nur an den Augen an. Sehr manierliches, nettes Mädchen. Noch ganz schlank, blond, viel Haar, weite, fragende Blauaugen, schönes Gebiß, kurzum — nett. Und einen reizenden Ausdruck, der auf freundliches Gemüth schließen ließ.“

„Die Geschichte ist wirklich hübsch. Und die Brieftasche?“

„Bekam ich vorige Weihnachten. München war mit der Mutter bei mir. Eigentlich hätte ich die Tasche schon lange haben sollen, aber es wäre immer keine Zeit gewesen, sie fertig zu machen. Ich gab der Kleinen die Hand — sie war mittlerweile sechzehn geworden und hatte sich sehr hübsch herausgewachsen — und ich drückte die Tasche wohl etwas lange, denn sie zog plötzlich d'ran, schlug die Augen nieder und wurde roth. Wenn ich die Tasche vornehme, seh' ich immer das Mäd'el vor mir stehen, wie sie mir die Hand wegziehen will . . . Die Arbeit ist ja sehr simpel, aber was sie da alles an guten, lieben Gedanken hineingestickt haben mag! Jetzt soll sie in den Dienst, nach Berlin. Und damit sind wohl die Beziehungen zum Hause Nau für mich gelöst.“

„Schade. Das Beste hätte ja noch kommen können!“

„Nein, lieber Herr Assessor. Nicht das Beste. Das Mädchen ist mir heilig. Obwohl ich sie ganz gern genommen und abgeküßt hätte, als sie so vor mir stand, damals . . . Jedenfalls ist die ganze Bekanntschaft für mich eine werthe Erinnerung. Wegen des Mädchens und wegen der Sache.“

„Ach, wegen des Menschlichen?“

„Ja, das erfüllt einen wieder mit neuem Muth, und es wird einem klar, daß die Wege wieder zusammenführen müssen.“

„Wollen's hoffen.“

„Es giebt eben doch noch etwas Gemeinsames — ja, das Trennende ist eigentlich im Vergleich zu dem Gemeinsamen sehr gering. Selbst wenn man die Begriffe Heimat und Stammesgemeinschaft ganz beiseite läßt — der Mensch an sich, wie er da ist, ist von Kopf bis zu Fuß derselbe, und vor allem derselbe in den wirklich großen, immer bleibenden Empfindungen, der allgemeinen Menschenliebe, der Hilfsbereitschaft, der Dankbarkeit, der unauflöshlichen Liebe zum Kinde —“

„Und — vergessen Sie nicht! — der Liebe zum herangewachsenen Kinde, der holden Jungfrau —“

„Ach, Sie!“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihren hohen Gedankenflug unterbrach. Jedenfalls ist sie nett, Ihre Geschichte von der ‚politischen‘ Brieftasche.“

„Nicht wahr?“

„Haben Sie die junge Genossin garnicht wiedergesehen, seit sie als Arbeitnehmerin in einer Familien-Vereinigung von jedenfalls kapitalistischen Grundsätzen Schrubber und Wischtuch zu schwingen verurtheilt ist?“

„Nein. Jetzt aber muß ich wirklich gehen, es ist halb eins —“

„Ich auch!“

„Bellner! — zahlen!“

(Nachdruck verboten.)

## Räthselecke.

### Bilderräthsel.



### Rechenexempel.

Eine Bauersfrau hatte einen Korb mit Eiern zu Markte gebracht. Der erste Käufer nahm ihr den dritten Theil ab; von den noch übrigen Eiern verkaufte sie an einen zweiten Kunden die Hälfte, und von den wieder übrig bleibenden an den dritten Käufer sieben Achtel. Sie brachte dann noch zwei Eier mit nach Haus. Wieviel hatte sie verkauft?

### Kapfelräthsel.

Gastein — Freimarke — Nessel — Scherzgedicht —  
Meister — Weingeist — Beköstigung — Schliche —  
Scherge — Brandschatzung.

Es ist ein Sinnspruch zu suchen, dessen einzelne Silben der Reihe nach versteckt sind in den vorstehenden Wörtern ohne Rücksicht auf deren Silbentheilung.

### Zogogriph.

Es ist ein kleiner brauner Gefell,  
Durch Acker und Wiesen springt er schnell.  
Verändert das letzte Zeichen man,  
Verscheucht es Ruh und Trägheit dann.

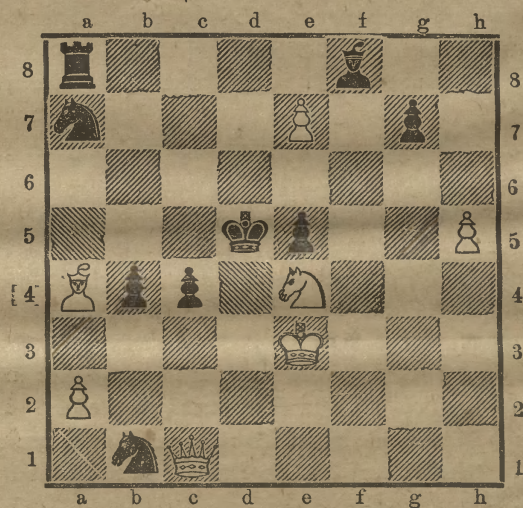
### Gleichung.

$$\frac{1}{2} a + \frac{1}{2} b + \frac{1}{2} c = x$$

a auf Kisten und Töpfen; b männlicher Vorname; c Weltstadt.  
x Theil des Jahres.

### Schachaufgabe.

Von B. Bobrow in Moskau.



Weiß.

(7+9)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Walzermelodien.

### Auflösung des Zahlenquadrats.

6	5	10
11	7	3
4	9	8

### Auflösung der Skataufgabe.

Im Skat lag noch a7, gedrückt wurde b10, D.

Kartenvertheilung:

B. bB, dK, D, 8, 7; a10, K, 9, 8; bK.

M. a, c, dB, d10, 9; aA, D, 7; cK, 9.

S. dA, bA, 9, 8, 7; cA, 10, D, 8, 7.

Spiel:

1. B. aK, aA, dA (-26). 2. S. cA, bK, c9 (-15).  
3. S. c10, a8, cK (-14). 4. S. c8, dK, a7 (-4).

V muß streichen, damit M sich nicht noch weiter in a reinigt.  
5. B. d7, d9 . . . Der Spieler giebt noch 2 Stiche ab:  
M. dB, bA, bB, (-15). B. a10, aD, cD (-16).

Damit haben die Gegner 90 erreicht und der Spieler ist im Schnetzer geblieben.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Erich Biehler, Paul Gehrz, Ludwig Müdiger, Karl Engel, Florian Jagla, J. Gortowski, Paul Schmidt, Max Baermann, Bromberg. Frieda und Fritz Nau, Pringenthal. Georg Schnabel, Johannes Schellong, Turkiewicz, Otto Groffe, Stanislaus Musielewicz, Bromberg.